

## Das Gebirge als sensibles System – Zum sozialgeographischen Wandel im mittleren Alpenraum \*

Die Hochgebirge der Erde waren stets ein bevorzugtes Gebiet der geographischen Forschung. In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben sich mehrere Tagungen, Symposien und Arbeitskreise auf nationaler und internationaler Ebene damit beschäftigt, bei denen es vor allem darum ging, in einem über die lokalen Gegebenheiten ausgreifenden *Vergleich* allgemein gültige Gesetzmäßigkeiten, die sich in ihnen einstellen, aufzuzeigen. Im Himalaya und in den südamerikanischen Anden hat sich der Mensch mit seinen dauernd besetzten Wohnplätzen am weitesten in die Höhe emporgewagt. Die vertikale Abfolge der Bodennutzung und der Siedlungsweise sowie im sozialen und vielerorts auch ethnischen Gefüge ist daher dort am offensichtlichsten. Trotzdem haben die Alpen, wo die systematischen Beobachtungen am frühesten einsetzen, ihren Vorrang in der Erforschung aller jener Erscheinungen, die der Natur und dem Leben im Gebirge eigen sind, nicht eingebüßt.

Wegen des regen Interesses an der *vergleichenden Hochgebirgsgeographie* wäre es nahegelegen, einen im Wortlaut damit übereinstimmenden Titel für das im folgenden zur Diskussion gestellte Thema zu wählen. Das Attribut „vergleichend“ entspricht jedoch meistens nicht seinem häufigen Gebrauch. Vor allem betrifft dies den hier angesprochenen *humangeographischen Aspekt*, der sich nicht mit der Gegenüberstellung einzelner Phänomene be-

gnügen kann, sondern dem Gesamtbild auf dem Hintergrund der kulturellen Rahmenbedingungen nachgehen sollte. Damit aber wird ein Anspruch erhoben, den die vergleichende Kulturgeographie der Hochgebirge bisher trotz aller verdienstvollen Versuche in jüngster Zeit<sup>2</sup> nur in Ansätzen erfüllen konnte und der auch hier nicht zu leisten ist.

Aus der Sicht der Kultur- und Sozialgeographie empfiehlt es sich, auch mit dem Begriff des Hochgebirges, sofern darunter etwas Spezifisches gegenüber dem Gebirge schlechthin gemeint ist, behutsam umzugehen. Zumindest hat die auf C. Troll zurückgehende physisch-geographische Definition des Hochgebirges offensichtlich noch keine befriedigende und allseits akzeptierte humangeographische Ergänzung gefunden.

Schon das Beispiel der Alpen zeigt, daß die dafür vorgebrachten Kriterien nur mit Ausnahmen gültig sind. Langgestreckte Rücken und stumpfe Kuppen kennzeichnen das Landschaftsbild in ihren östlichen Ausläufern gegen die Randbuchten der ungarischen Tiefebene, wie etwa in jenem großen Gneisbogen, der sich im Hinterland von Graz von der Koralpe bis zum Semmering und Wechsel zieht. Die eiszeitliche Vergletscherung hat nur da und dort schwache Spuren hinterlassen. Die obere Siedlungsgrenze jedoch bleibt bis zu 500 m unter den Gipfelhöhen zurück, und die in der Gründerzeit einsetzende Gebirgsentsiedlung hat gebietsweise solche Ausmaße angenommen, daß sie nicht nur ein Thema der wissenschaftlichen Literatur ist. Der Wald wird zwar zum beherr-

\* Festvortrag anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. Harald Uhlirg am 6. Februar 1987<sup>1</sup>

schenden Element, aber trotzdem sind an der Nutzung des steirischen Randgebirges noch über 600 Almen mit einer Fläche von mehr als 34 000 ha beteiligt (Penz 1978, S. 172), was jener Eigenschaft entspricht, die man für eine kulturgeographische Definition des Hochgebirges vorgeschlagen hat. Ob dies jedoch ausreicht, ist fraglich, wo doch alles viel mehr an die Vogesen oder den Schwarzwald erinnert, die für uns seit eh und je Mittelgebirge sind, und nicht an die Hohen Tauern oder die Ötztaler Alpen, in denen sich das Hochgebirge so eindeutig zeigt. Angesichts dieser terminologischen Schwierigkeiten tun wir daher gut daran, einer vor kurzem auch von Günther Schweizer (1984, S. 51) geäußerten Anregung zu folgen, und bei einer vergleichenden, auf die Geographie des Menschen abhebenden Betrachtung dem weitergefaßten Begriff Gebirge den Vorrang zu geben und auf eine Unterscheidung von Hoch- und Mittelgebirge zu verzichten.

Wir sind es gewohnt, den Inhalt unserer gegenständlichen Welt in *Systemen* zu sehen, offenen, geschlossenen, harmonischen, räumlichen, statischen oder dynamischen mit mannigfaltigen Wechselwirkungen, Regelkreisen und Steuerungsmechanismen, die meistens nicht einseitig wirken. Gebirge sind besonders eng vernetzte Systeme, was sich in den vielfältigen Zusammenhängen von Relief, Klima, Bodennutzung, Siedlung, Bevölkerungsverteilung und vielem anderen, das wir in ihnen beobachten können, äußert. Damit hängt auch ihre Empfindlichkeit zusammen, die uns wegen der schwerwiegenden Folgen störender Eingriffe in ihr *naturnäumliches Gefüge* in zunehmendem Maße bewußt wird. Für den physischen Geographen ist dies eine alte Wahrheit, rechnet man doch im stärker gegliederten Gebirgsrelief aller Klimagebiete mit 10, ja sogar 100fach höheren Abtragungsleistun-

gen als im Flachland (Louis 1979, S. 227). Rutschungen, Steinschlag, Bergstürze und die erosive Kraft schuttbeladener Gerinne erhöhen die Massenbilanz viel mehr als dort, wo die orographischen Voraussetzungen dafür weniger gegeben und die flach geböschten Hänge stabil sind. In der Brentagruppe ist die Masse der 22 hier festgestellten Bergstürze so mächtig, daß durch ihren Abgang das Gebirge insgesamt in der Nacheiszeit bis zu 4 m niedriger geworden sein soll (Schwinn 1912). Der Naturhaushalt ist im Gebirge praktisch nie völlig ausgeglichen, so daß es nur geringer Anstöße durch den Menschen bedarf, um Vorgänge auszulösen, die in ihrer Wirkung irreversibel sind oder zur Katastrophe mit den Dimensionen von Longarone oder Stava im Cadore und Trentino führen. Die Nachrichten darüber sind so zahlreich und die Tatsache so allgemein bekannt, daß es keiner weit ausholenden Beweisführung bedarf. Wie sehr schon unsere Vorfahren lange vor der bedenklchen Bautätigkeit von heute in der Nähe der roten Zonen der Gefahrenpläne damit konfrontiert waren, zeigt unter anderem das schweizerische Emmental, wo im 16. Jahrhundert die durch den wachsenden Bevölkerungsdruck erzwungene Ausweitung der Kulturlächen auf Kosten des Waldes zu besonders schweren Erosionsschäden führte. Im gleichen Jahrhundert hatte am Brienzer See, ausgelöst durch umfangreiche Rodungen im subalpinen Wald, die Aktivität der Muren derart zugenommen, daß erst dadurch die großen Schwemm- und Schuttkegel dieser Gegend ihre heutige Gestalt erhielten (Kienholz 1984, S. 578 f). War es damals die Grenze des Sinnvollen übersteigende Intensität der Bodennutzung, worauf die Natur so energisch reagierte, so ist es jetzt darüber hinaus der umgekehrte Vorgang, der vielerorts zu einem negativen Ergebnis führt. Auf über 76 000 ha wird das *Brach-*

land in den Berggebieten der Schweiz geschätzt, wozu in Bälde noch 150 000 ha hinzukommen sollen, auf denen sich die Nutzung nicht mehr lohnt (*Haefner-Günter* 1984, S. 147). In Österreich hat man den Umfang der hochalpinen Brachflächen sogar auf 270 000 ha veranschlagt (*Greif* 1979, S. 22). Ob es sich dabei um eine echte Sozialbrache oder Grenzertragsböden handelt, ist in diesem Zusammenhang ohne Belang, denn die uns allen gegenwärtigen Konsequenzen sind die gleichen: vermehrtes Schneegleiten und Lawinenabgänge auf den zu lang gewachsenen Grashalmen und dadurch Erosionsanrisse und Hangrutschungen. Wie sehr die Almregion darunter leiden kann, wenn es zu einer weit fortgeschritten Extensivierung kommt, hat eine im Rahmen des österreichischen MAB-Programms ausgeführte Untersuchung in der Gemeinde Werfeng am Südrand des Tennengebirges erwiesen. Der Mangel an Almpersonal brachte es mit sich, daß umweltschonende Pflegemaßnahmen im Almgelände weitgehend unterblieben und es auf den immer mehr zuwachsenden Restflächen trotz der geringer gewordenen Auftriebszahlen zu einer die Tragfähigkeit übersteigenden Überstockung kam. Die Bildung von Plaikken, nämlich freiliegenden Denudationshohlformen, nahm daher auf dem vernachlässigten oder überstrapazierten Weideareal so sehr zu, daß beim Anhalten dieses Zustandes in nicht ganz drei Jahrzehnten das ganze von den mürben Werfener Schichten aufgebaute Gelände in der subalpinen Stufe im Vorland des Tennengebirges von Vegetation und Boden entblößt wäre (*Riedl* 1983, S. 107). Besteht somit kein Zweifel, wie rasch die Natur im Gebirge auf Veränderungen und Einflüsse aller Art reagiert, so scheint für das *soziale Verhalten* und soziale Umfeld ihrer Bewohner eher das Gegenteil zutreffen. Was *Joseph Rohrer*, dem wir die

erste Volkskunde von Tirol verdanken, 1796 (S. 77) schrieb, wurde zum gängigen Klischee, nämlich – wenn wir seine eigenen in der Sprache jener Zeit etwas überspitzt klingenden Worte gebrauchen – Eingeschränktheit in den Begriffen und Ideenstillstand, die mit der Unbeweglichkeit der jeder Gewalt trotzendes Felsenmassen verglichen werden könnten, seien das gewöhnliche Los der Gebirgsbewohner und – wie er kurz darauf über die Tiroler urteilt – eine unbedingte Vorliebe für alles, was alt ist. Das im Lied so oft besungene Heimweh des Äplers und sein zähes Festhalten am Althergebrachten, das nun die Touristikbranche so erfolgreich in klingende Münze umsetzt, passen in das Bild von den entlegenen Dörfern und einsamen Höfen, die resistent gegen alles Neue sein sollen, mit verkrusteten gesellschaftlichen Bindungen, die nur von wenigen Außenseitern und Ausgestoßenen durchbrochen werden. Das Leben im Gebirge ist konservativ, so lautet die lapidare Feststellung von *Roderick Peattie* (1936, S. 221) in seiner viel gelesenen „Mountain Geography“, und die dort vorgebrachten Beweise aus der alten und neuen Welt sind überzeugend und kaum zu widerlegen. Eine Bestätigung dafür erbrachte u. a. eine vor kurzem abgeschlossene Umfrage bei Schweizer Rekruten. Dabei gaben 77% aller aus den Berggebieten Kommenden, und damit wesentlich mehr als diejenigen, die im Mittelland zuhause waren, an, daß sie kein anderes Gebiet der Schweiz wegen der Mentalität der Bewohner vorziehen würden, obwohl den meisten bewußt war, daß sie dort bessere Berufs- und Verdienstmöglichkeiten fänden (*Walter-Busch* 1984). Sicher besteht der Einwand zu Recht, daß dieses Bekenntnis der Schweizer Rekruten zu ihrer Heimat nicht über den tiefgreifenden Wandel hinwegtäuschen kann, der in den Alpen Platz gegriffen hat, auch außer-

halb der geräumigen Täler und Becken, wo sich das Leben nicht von jenem in ihrem Umland unterscheidet. Wir wissen es längst, die Bodenständigkeit des Bergbauernturns ist nicht so fest verankert, wie es manchem in Romantik schwelgenden und naturbegeisterten Wanderer beim Anblick der verwitterten Höfe von außen erscheinen mag. Auch die traditionelle alpenländische Gesellschaft agrarischer Herkunft ist zu einem offenen, beweglichen System geworden. Um das richtige Augenmaß zu finden, empfiehlt es sich, die Wurzeln dafür nicht bloß, wie es meistens geschieht, in den Folgen des Industrie- und modernen Verkehrszeitalters sowie im Wertwandel der Gegenwart zu suchen, der angeblich so vieles in Frage stellte, was einst so heil gewesen sein soll und die Lebensformen in der Peripherie gesichert hätte. Der „Tiroler Landesordnung“ von 1352 ist zu entnehmen, daß es im Gefolge der großen Pest, der auch im Gebirge viele Höfe zum Opfer fielen, zu einer zunehmenden Mobilität der bäuerlichen Bevölkerung von den schlechteren zu den freigewordenen besseren Lagen gekommen sei. Man wollte daher einschneidende Maßnahmen ergreifen, um die Bauern wieder stärker an den Grund und Boden zu binden. Jedoch erwies sich bald, daß Notverordnungen nicht zum Ziele führten (Wopfner 1954, S. 237). Es liegt nicht im Sinne der folgenden Ausführungen, lang in der Geschichte zu verweilen. Dieser historische Exkurs möge daher genügen, um zu zeigen, daß die viel strapazierte Treue zur Scholle in den Bergen vielfach in den fehlenden Alternativen ihre Ursachen hat, und Überlegungen, die zum Aufbruch dorthin, wo es sich besser leben läßt, nicht erst eine Erscheinung unserer angeblich so dekadenten Zeit sind. Was hier in erster Linie zur Sprache kommen soll, ist die Frage, wie es derzeit in jenen Höhenlagen der Alpen aussieht, wo

sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Bergbauernkrise zur *Bergflucht* gesteigert hatte. Wo Bevölkerungsverluste eintraten, die in den französischen Westalpen gebietsweise in wenigen Jahrzehnten 30 bis 40% erreichten und in Vorarlberg in den Höhen von über 1000 m gegen 20% betrugen. Insbesondere geht es dabei um die Entwicklung seit 1960, die nicht mehr durch die Folgen des Krieges belastet war und somit das Wechselspiel der im vollen Umfang wirksam gewordenen sozioökonomischen Steuerungsmechanismen wiedergibt. Rundfunk und Fernsehen sind auf den meisten Höfen zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Das Bild vom leichteren Leben drunten im Tal, das so mancher einst nur vom Hörensagen her kannte, ist überall gegenwärtig. Es wirkt um so anziehender, seitdem der soziale Abstand zwischen der Arbeit in eigener oder fremder Regie seine trennende Wirkung verlor. Dazu kam die Überwindung der räumlichen Distanz durch das dichter gewordene Straßennetz. In der ersten Hälfte der 70er Jahre galten in Nord- und Osttirol noch ein Siebtel, in Südtirol ein Fünftel aller landwirtschaftlichen Betriebe als unerschlossen, d. h. sie besaßen selbst in der schneefreien Zeit keine für einen Lkw ausreichende Zufahrt. Heute dürften es im gesamten Mittel nur 6 bis 7% sein. Haben die Verlockungen durch den so breit gewordenen Informationsfluß der Abwanderung einen neuen Auftrieb gegeben, oder hat die Verkürzung der Pendlerwege durch die Höfeerschließung und insgesamt das Gefühl, nicht mehr in einem entlegenen Abseits hinter dem Berg sein Dasein zu fristen, das Gegenteil bewirkt, unterstützt dadurch, daß die grüne Welle das Bewußtsein weckte, in einer gesünderen Umwelt zu leben?

Der internationale Geographenkongreß in Paris mit seinem Schwerpunkt Alpen hat sich angeboten, eine Bilanz zu ziehen,

die zumindest den Trend erkennen läßt. Wir können uns daher bei der Skizzierung des allgemeinen Rahmens kurz fassen. Schon um 1960 kündigte sich in den *französischen Alpen* ein Umbruch an, der allen alpinen Departements ein das staatliche Mittel übersteigendes Wachstum brachte. Am stärksten im Norden, aber auch der Süden mit seinen chronischen Verlustgebieten nahm daran teil, obgleich in den hier zahlreichen kleinen Gemeinden noch Verarmung, Verfall und Vereinsamung

überwiegen. Die weiter fortschreitende Urbanisierung, wenn auch mit beachtlichen lokalen Verlagerungen, ist das Motiv der Bevölkerungszunahme in der Tiefe, in der Höhe mit ihren schneesicheren und offenen Pisten, wo die ebenso umstrittenen wie spektakulären Skistädte der dritten Generation wie z. B. La Plagne mit seinen über 22 000 Betten entstanden, vorwiegend der Tourismus. Um gut 5% ist die Bevölkerungszahl in den ausgesprochenen Berggebieten der nordfranzösischen

### Bevölkerungsentwicklung nach Höhenstufen

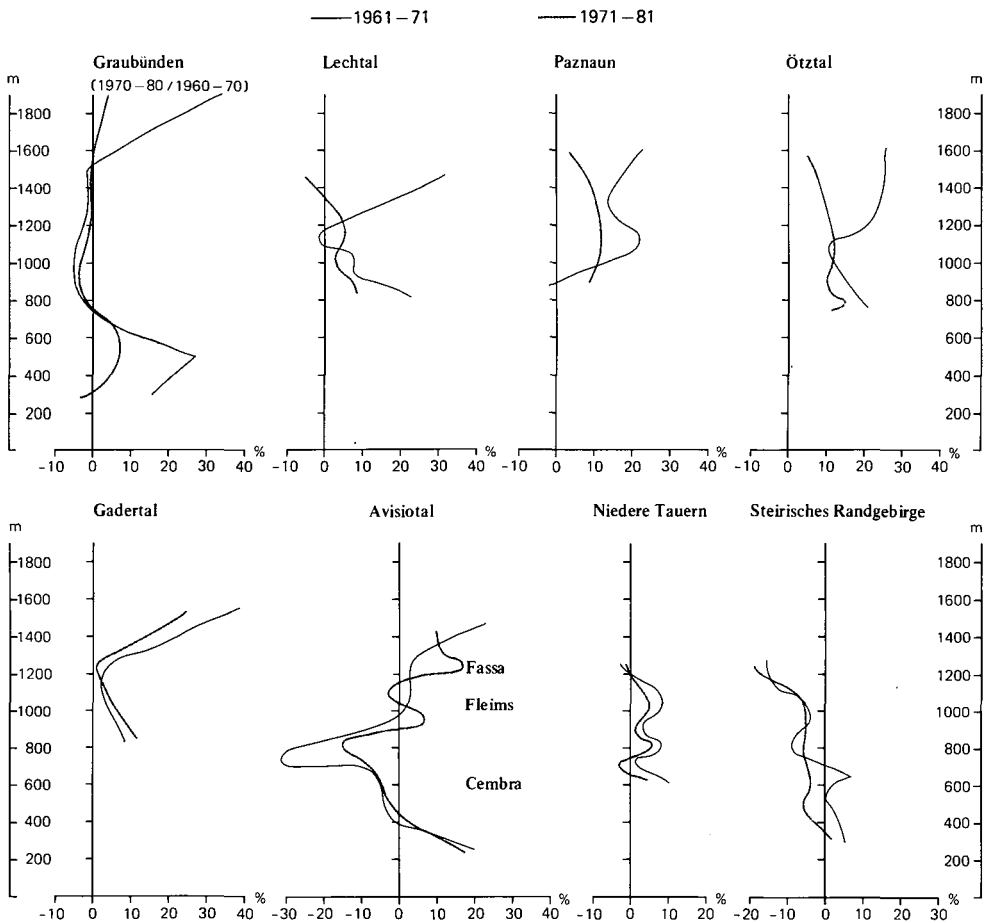


Abb. 1

Alpen zwischen 1975 und 1982 angestiegen (Prèau 1984, S. 105). Die Passivräume nehmen somit nicht mehr generell die oberste, sondern die mittlere Etage des Siedlungsraumes zwischen 900 und 1 200 m ein, wo die Täler so eng und die Hänge so steil sind, daß Handel und Industrie, aber auch der Wintersport keine Entfaltungsmöglichkeiten finden.

Das schon vor etlicher Zeit zur Mode gewordene Wort von der *Krise der mittleren Lagen* trifft auch für die Schweiz zu. In Graubünden, wo sich die Bergflucht sehr hartnäckig gehalten hatte, sind zwar die Höhen von 900 bis 1 400 m weiterhin Verlustgebiete geblieben, darüber jedoch überwiegt, auch hier durch den Fremdenverkehr bedingt, die Zunahme. Im *westlichen* Abschnitt der *österreichischen Alpen* ist ebenfalls die Bergflucht als generelle Bevölkerungsabnahme mit wachsender Höhe abgeklungen. Von einer ausgesprochenen Krise der mittleren Lagen zu sprechen, wäre jedoch eine Übertreibung. Im Lech-, Paznaun- und Ötztal mit ihren renommierten Fremdenverkehrsorten nahe der oberen Siedlungsgrenze ist die Talmitte in ihrem Wachstum zwar zurückgeblieben, ohne daß es aber zu einer Abnahme kam. Ein Unterschied zu den französischen, aber auch den bayrischen Alpen besteht ferner darin, daß die Zunahme der Wohnbevölkerung in den Höhensiedlungen von Vorarlberg, Tirol und Salzburg durch die Geburten- und nicht die Wanderungsbilanz zustande kam. Die Überfremdung, die so oft mit dem Ausbau des Freizeitangebotes einhergeht, hat daher hier, wo die Skistädte fehlen, weniger um sich gegriffen. Sie erreichte bei weitem nicht solche Ausmaße wie etwa im bayrischen Alpenanteil, wo 1981 nur mehr 40% der Wohnbevölkerung als Einheimische zu bezeichnen waren, während es nach Ruppert (1984, S. 97) 1971 noch 80% gewesen sind. In ähnlichen Formen wie im

Ötz-, Paznaun- und Lechtal verliefen die Wachstumskurven der letzten Jahrzehnte im Gadertal in den westlichen *Dolomiten*. Für das Tal des Avisio jedoch mit Canazei im Talschluß, wo der Fremdenverkehr nach Intensität, Auslastung und Beschäftigtenanteil die Höchstwerte des Trentino erreicht, aber auch durch die urbanen Formen des italienischen Tourismus gekennzeichnet wird, trifft eher das französische Modell mit kräftigen Einbrüchen in der mittleren Talstrecke zu.

Östlich der Hohen Tauern verliert das in vier Ästen aufgespaltete Gebirge so sehr an Höhe, daß die weiten Almflächen mit ihren Wintersportmöglichkeiten nicht mehr jenen Umfang wie im Westen erreichen. Vom Fremdenverkehr, weitgehend von Inländern bestritten und auf den Sommer beschränkt, ist daher weniger zu erwarten, daß es ihm gelingen wäre, die Bergflucht in breiter Front zurückzudrängen. In den *Niederer Tauern* und in der gegen Südosten geöffneten *Umrahmung der Grazer Bucht* sind die Höhenggebiete Passivräume mit Bevölkerungsverlusten geblieben, die nur in Ausnahmen, wie in Teilen der Obersteiermark und Oberkärntens ein dem westlichen Dreistufenmodell entsprechendes Wachstum erlebten. Noch weniger vermochte der Tourismus in den neun alpinen Gemeinden *Sloweniens* die Abwanderung von der Höhe in die voralpinen Wirtschaftszentren zum Stillstand zu bringen. Die Bergflucht ist hier in einem Ausmaß noch wirksam, das jenem zur Zeit der größten Bevölkerungsverluste in anderen Teilen der Alpen nicht nachsteht und in den vergangenen 25 Jahren mit Höchstwerten von 44% in über 1 000 m Höhe noch zugenommen hat. Im rückblickenden Vergleich auf das ganze 1 200 km lange Längsprofil der Alpen von der Küste des Mittelmeeres bis vor die Tore Wiens ist somit ein *west-östlicher Formenwandel* des Bevölkerungsgesche-

Tabelle 1: Bevölkerungsabnahme in den slowenischen Alpen 1953–1981

Höhenstufe	%
Über 1000 m	–44,5
900 – 1000 m	–33,8
800 – 900 m	–27,0
700 – 800 m	–23,4
600 – 700 m	–16,0

Nach Klemenčič (1983)

hens unverkennbar. Im mittleren Abschnitt, wo das Gebirge zwischen den äußeren Ketten des Karwendels und dem steilen Abfall der Lessinischen Alpen zur terra ferma Venetiens zur größten Breite anschwillt, nimmt *Tirol* im Kern nicht nur topographisch, sondern auch in der demographischen Entwicklung und ihren Auswirkungen auf das soziale Gefüge eine Zwischenstellung ein. Sie ist gekennzeichnet durch die Überwindung der Bergflucht als Massenerscheinung mit einer wesentlich größeren Wirkung als weiter im Osten, aber ohne solche gravierende negative Begleiterscheinungen in den mittleren Lagen, wie sie in den Westalpen überwiegen.

Ähnliches gilt für die *Bevölkerungskonzentration* im Bereich der großen Täler und Durchgangslinien. Im mittleren Inntal wohnen 38% aller Nord- und Osttiroler und im Etschtal zwischen Meran und Salsurn 41% aller Südtiroler, insgesamt rund 390 000 Menschen; im Sillon Alpin zwischen Genf und Grenoble hingegen etwa 700 000 und damit beinahe eine doppelt so große Zahl. Wo sich soviel mehr Menschen auf engen Raum zusammendrängen, sind auch die üblichen Begleiterscheinungen im Umland der Städte mit der Randwanderung und dem Sog der Suburbia stärker ausgeprägt als im mittleren Alpenraum. So hat in der Stadtregion von Grenoble die Kernstadt zugunsten ihrer Peripherie erheblich abgenommen. In je-

ner von Innsbruck hingegen ist das Maximum des Zuwachses ebenfalls nach außen gewandert, aber der Mitte doch näher geblieben, und diese selbst hat keine nennenswerten Einbußen erlitten, was wohl mit der besseren Umweltqualität als in den stärker industrialisierten französischen Alpen zusammenhängt, die das Leben in oder in der Nähe größerer Zentren noch erträglich macht.

Kehren wir aber wieder zurück zu der durch die Statistik erhärteten Tatsache, daß offensichtlich in weiten Bereichen der Alpen nicht nur in und um die führenden Wirtschaftszentren, wo sich die Wege des Handels und Verkehrs kreuzen, sondern auch in den Höhengebieten die Bevölkerungszahlen angestiegen sind, und dies trotz der weiterhin sinkenden Agrarquote, die im großen Mittel die 10% Marke erreicht und sogar schon unterschritten hat. Die vielfach feststellbare Korrelation mit den Übernachtungszahlen scheint zu beweisen, wie sehr die neuen Verdienstmöglichkeiten durch den *Tourismus* daran beteiligt waren, am wirkungsvollsten dort, wo sich der Gästestrom aus weiter entlegenen Quellgebieten rekrutiert und im Winter, der mehr Geld zurückläßt, kräftig anschwillt.

Der Fremdenverkehr jedoch reagiert auf die Pendelschläge des Wohlstandes besonders rasch. Der Siedlungsraum der Alpen ist daher dort, wo einst das Leben am stärksten in die gegen jede Neuerung skeptische Überlieferung eingebunden war, in zunehmendem Maße zu einem offenen, nämlich fremdbestimmten und mehr als früher sensiblen System geworden. Den Beweis dafür hat der in seinen Wirkungen mit der großen Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit nicht vergleichbare Konjunkturabschwung, der dem Ölschock der 70er Jahre folgte, geliefert. In der rauher gewordenen Wirklichkeit sind viele allzu hoch gesteckte Hoff-

nungen der Touristikmanager verflohen und manche Spekulationsobjekte unter den Hammer geraten. Hinzu kamen das anders gewordene Umweltbewußtsein und die damit zusammenhängende wachsende Distanz zur Gigantomanie der dichtgedrängten Rummelplätze. Im großen Geschäft des Fremdenverkehrs sind somit die limitierenden Grenzen deutlicher geworden. Dem entspricht – neben anderen noch zu erwähnenden Ursachen – der Rückgang des Bevölkerungswachstums in den höher gelegenen Gemeinden, der in den letzten 10 Jahren wieder eingetreten ist und den Beginn einer Wende andeutet, die bisher offensichtlich zu wenig Beachtung fand. In den Departements Hoch-Savoyen und Isère mit ihren touristischen Zentren ist der jährliche Bevölkerungszuwachs nach 1975 spürbar geringer geworden. Das gleiche zeigen für das Jahrzehnt 1970 bis 1980 die höhenparallelen Wachstumskurven von Graubünden und Westtirol, dem Lech-, Paznaun- und Ötztal sowie der Dolomiten mit dem Gader- und Avisiotal.

So überzeugend die bisherigen Feststellungen klingen mögen, so wäre die Erklärung doch zu einfach, wollte man im Übergang von der agrarischen Produktions- zur touristischen Erholungslandschaft den alleinigen Grund dafür sehen, daß die Alpen in ihrem oberen Stockwerk zusehends offener und empfindlicher geworden sind.

Der Fremdenverkehr ist bloß ein, wenn auch vielerorts besonders kräftig durchschlagender Faktor in jenem Bündel von Ursachen, die insgesamt den Rückzug aus der bäuerlichen Gesellschaft ausmachen und dadurch Einflüssen mannigfacher Art zum Durchbruch verhelfen. Der mittlere Alpenraum bietet sich dafür ebenfalls als Beispiel an, und unter den dort vertretenen Ländern und Landschaften vor allem das *südliche Tirol*. Der Wandel der sozia-

len Struktur ist zwischen Brenner und Salurn auf einen kürzeren Zeitraum als in anderen Teilen der Alpen zusammengedrängt, so daß er in seinen Konsequenzen besonders deutlich zutage tritt.

Der geschichtlich belastete, über das Sprachliche hinausgehende Gegensatz der Volksgruppen hatte hier die deutschen und ladinischen Bewohner des Landes in eine Abwehrstellung gedrängt, die den in der bäuerlichen Überlieferung verankerten Lebensformen eine erhebliche Widerstandskraft verlieh. Die in der Zeit des Faschismus errichtete Bozener Industriezone hatte das bis Ende der 50er Jahre nachwirkende Trauma hinterlassen, Industrialisierung sei gleichbedeutend mit Italiensierung. Um so größer waren daher die Erwartungen, die man in den Fremdenverkehr setzte, der in und um Meran sowie in den Dolomiten auf eine beachtliche Tradition zurückblicken konnte, dann aber in der Zwischenkriegszeit weit hinter Nordtirol zurückgefallen war. Erst in der Mitte der 50er Jahre wurde das Vorkriegsniveau wieder erreicht, und bald darauf stellten sich auch die deutschen Gäste als die weitaus stärkste Gruppe ein. Der nun einsetzende Aufschwung hat im vollen Umfang bestätigt, daß man auf das richtige Pferd gesetzt hatte. Während in der letzten Zeit in anderen Teilen der Alpen über Rückschläge oder zumindest Stagnation geklagt wurde, sind die jährlichen Übernachtungszahlen in Südtirol weiter in die Höhe geklettert und haben sich der 23-Millionen-Grenze genähert. Hand in Hand damit erfolgte eine bemerkenswerte räumliche Ausweitung der Erholungsgebiete, wie sie u. a. aus der Verbreitung der verschiedenen Fremdenverkehrstypen hervorgeht. Um ein dem tatsächlichen Ertrag entsprechendes Bild zu erhalten, wurde bei deren Abgrenzung eine jahreszeitlich unterschiedliche Bewertung vorgenommen, und zwar derart, daß die Über-



## Der Fremdenverkehr in Südtirol 1955

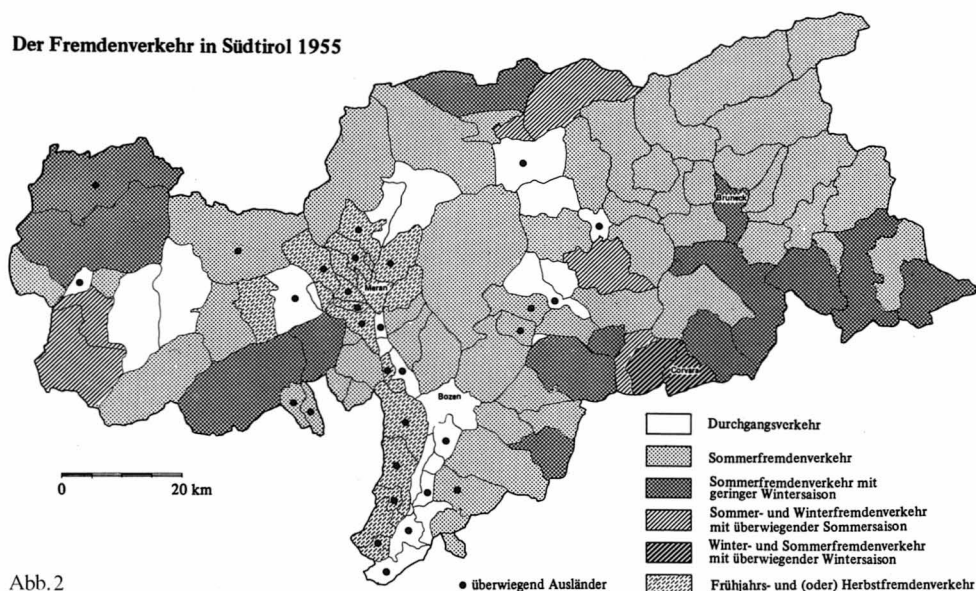


Abb. 2

## Der Fremdenverkehr in Südtirol 1980

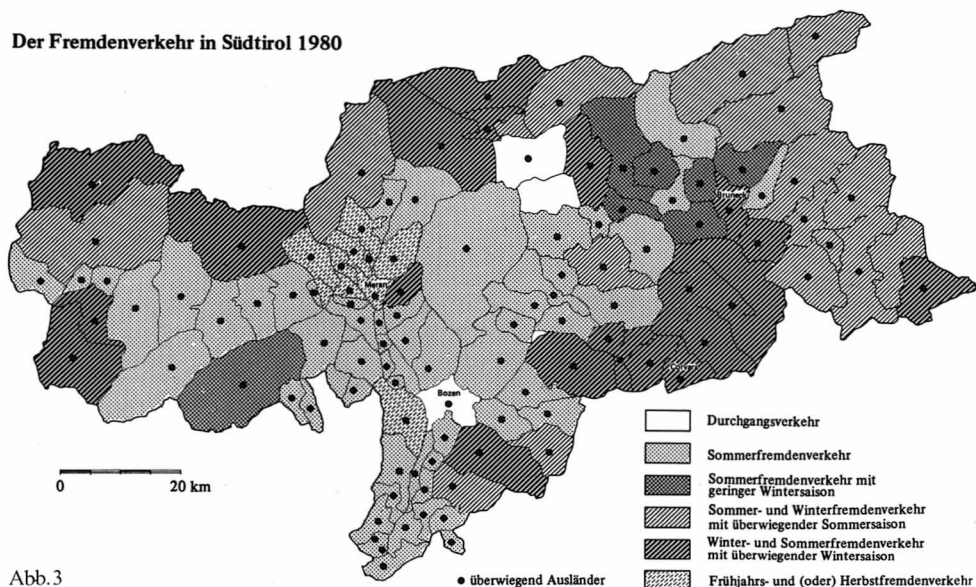


Abb. 3

nachtungszahlen in den Sommermonaten, in denen die Fremden weniger ausgeben, ein geringeres Gewicht erhielten. 1955, somit noch vor dem großen Boom, konzentrierte sich der Gästestrom vorwiegend auf das Etschtal von Meran bis Bozen und

das Überetsch, wobei das Frühjahr und der Herbst die bevorzugten Jahreszeiten waren. In den anderen Teilen des Landes überwog der Sommerfremdenverkehr mit einer sehr bescheidenden Frequenz, und nur im Grödner Tal spielte die Wintersai-

son eine mindest ebenso große Rolle wie der Sommer. Inzwischen hat sich der Zwei-Saison-Tourismus im ganzen Gebiet der Dolomiten, im Einzugsgebiet des Pustertales, in der Brenner- und Reschengegend sowie im Bereich der Ortlergruppe voll durchgesetzt; insgesamt in einem guten Fünftel aller Gemeinden sogar mit einem höheren Gewinn als der Sommer. Nicht nur die Orte mit Wein- und Obstbau oder im Herzen der Dolomiten, die das übliche Image des Landes bisher bestimmten, haben somit von der fast 10fachen Steigerung des Gästeaufkommens im Laufe von 25 Jahren profitiert, sondern auch die abseits davon gelegenen, so daß gerade in Südtirol jener Höheneffekt des Freizeitkonsums zu erwarten wäre, der vor allem in den 60er Jahren in den französischen Westalpen, in Graubünden und in Nordtirol an der Stabilisierung und sogar Zunahme der Bevölkerung beteiligt war, dies um so mehr, als hier von einer Rezession der touristischen Nachfrage bis heute nichts zu spüren ist.

Verfolgt man die Entwicklung in jenen Höhenlagen, die vor dem Ersten Weltkrieg durch die Bergflucht dezimiert wurden und die wir nur aus Gründen der sprachlichen Kürze als *Bergregion* bezeichnen wollen, so treten hier in gleicher Weise die 60er Jahre durch ein kräftiges Wachstum in Erscheinung. Der höhere Betrag der Zwischenkriegszeit ist in dieser Hinsicht nicht signifikant, da er durch die vom Faschismus blockierten Ausweich-

möglichkeiten der einheimischen Bevölkerung zustande kam. Nach 1970 hingegen ist die Bergregion wieder zu einem Verlustgebiet geworden, und zwar trotz des nach wie vor florierenden und expandierenden Fremdenverkehrs. Selbst im oberen Gadertal, wo sich das Zentrum des größten Skikarussells der Welt mit über 450 Aufstiegshilfen und 1050 km Pisten befindet, ist die Wachstumskurve zurückgefallen, ohne freilich schon in die roten Zahlen geraten zu sein (vgl. Abb. 1).

Der Übergang von den 60er zu den 70er Jahren brachte indessen nicht nur eine weitere Steigerung des Fremdenverkehrs über die Schwelle von 10 Millionen Nächtigungen im Jahr, sondern in vielen Bereichen auch einen Wandel der inneren Einstellung und Grundhaltung. Mit dem nun eintretenden Generationswechsel verblaßten die Erinnerungen an die Zeit der faschistischen Repressalien und damit die Skepsis gegen die Industrie und die Stadt, die fast das alleinige Ziel der inzwischen abgeklungenen Zuwanderung aus dem Süden war. *Die Industrie* verlor ihren Charakter als ein von außen aufgezwungener Wirtschaftszweig, vor allem auch darum, weil sich in ihr eigene Führungskräfte regten. Rund 8400 neue Arbeitsplätze sind zwischen 1955 und 1980 in ihr entstanden. Die allermeisten in Kleinbetrieben, so daß der Übertritt in ein anderes soziales Milieu dem aus der Landwirtschaft Auscheidenden nicht mehr so gravierend erscheint und daher leichter vollzogen wird

Tabelle 2: Zu- (+) und Abnahme (–) der Bevölkerung in der Berg- und Talregion Südtirols

	1880/1910	1921/1936	1951/1961	1961/1971	1971/1981
	(% )				
Bergregion	– 4,8	+10,0	+ 4,6	+ 5,1	–2,6
Talregion	+33,5	+18,2	+12,0	+12,0	+5,0

Nach *Leidlmaier* (1985, S. 377)

als die Arbeit am Fließband der rauchenden und lärmenden Großindustrie. Dazu kam noch, daß bei den Neugründungen und Betriebserweiterungen die deutschen Unternehmer überwiegen und die sprachliche Zusammensetzung der Belegschaft mit 70% Deutschen nicht unter jener der Gesamtbevölkerung liegt.

Aber noch in einer anderen Beziehung hat die Veränderung des politischen Klimas die soziale und räumliche Dynamik erhöht. 1972 ist in der Provinz Bozen das zweite Autonomiestatut in Kraft getreten, das dem Land neue Zuständigkeiten übertrug und auf dem Personalsektor sowie der Arbeitsvermittlung eine weitgehende Selbständigkeit einräumte. 1976 folgte das sogenannte Proporzdekret mit der Bestimmung, daß bis zum Jahre 2002 die Besetzung der 21 500 Stellen der öffentlichen Körperschaften nach dem ethnischen Proporz, d. h. nach dem Anteil der einzelnen Sprachgruppen vorgenommen werden müsse. Die dadurch gesetzlich garantierte *Chancengleichheit* bringt es mit sich, daß selbst dann, wenn die Rezession in Industrie und Gewerbe, wie sie 1980 einsetzte, auf den Fremdenverkehr Südtirols übergreifen sollte, die zentralen Orte als Mittelpunkte der Verwaltung, wo sich vor allem die durch den Proporz garantierten Stellen befinden, ihre in die Peripherie wirkende Anziehungskraft nicht so schnell verlieren dürften und somit die im Vergleich zu einst ungleich größere Mobilitätsbereitschaft in der Nachbarschaft der oberen Siedlungsgrenze erhalten bleibt.

Damit kommen wir zum Schluß, der an die zu Beginn aufgeworfene grundsätzliche Frage über die Anforderungen an eine vergleichende Kulturgeographie der Hochgebirge anknüpft. Das Beispiel Südtirol wurde nicht darum gewählt, um einige Ergebnisse aus der eigenen Arbeit im Vergleich zu den im übrigen Alpenraum laufenden Vorgängen vorzustellen. Es

zeigt, daß die im sozialen Gefüge der alpinen Gesellschaft wirkenden Prozesse komplex sind und nicht bloß einer Variablen gehorchen. Es macht daher deutlich, wie schwer und gewagt der Versuch ist, in einer umfassenden, die regionalen Besonderheiten eliminierenden These alles in einen Griff zu bekommen und in ein verbindliches Modell zu pressen, möge es noch so gewandt formuliert und skizziert sein. Aber auch die Schwierigkeiten werden dabei sichtbar, die sich dem großräumigen Vergleich entgegenstellen. Es lag somit in der Absicht dieser sicher nur skizzenhaften Ausführungen, dem gegenüber die Notwendigkeit der dem Individuellen nachtastenden Forschung, die der geographischen Bestandsaufnahme vor Ort entspricht, herauszustellen. Nur so wird man vor rasch hingeworfenen Urteilen sicher sein, die in der alpinen Raumplanung schon manches Unheil angerichtet haben.

Wenn sich daraus eine übergeordnete Gesetzmäßigkeit im Detail ableiten läßt, dann ist es wohl die, daß die Gebirge mit fortschreitender Erschließung auch in humangeographischer Hinsicht den Charakter eines höchst sensiblen und von äußeren Einflüssen abhängigen Systems angenommen haben.

### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Die Begeisterung für das Hochgebirge hatte Harald Uhlig in jungen Jahren nach Tirol geführt. Bald verband sich damit das wissenschaftliche Interesse für das Gebirge. Es galt zunächst, wie bei vielen seiner Generation, der Geomorphologie und wandte sich später, auch auf seinen Reisen in Süd- und Südostasien, mehr und mehr der Kulturgeographie zu. So ergab es sich von selbst, bei einer ihm zu Ehren ausgerichteten Veranstaltung ein darauf Bezug nehmendes Thema vorzuschlagen.

<sup>2</sup> Vgl. dazu besonders Grötzsch-Rinschede 1984.

## Literatur

- Greif, F.:* Die Sozialbrache im Hochgebirge – am Beispiel des Außerferns. Schriftenreihe d. agrarwissenschaftlichen Institutes d. Bundesministeriums f. Land- und Forstwirtschaft Nr. 31, 1979, 185 S.
- Grötzbach, E. u. G. Rinschede (Hrsg.):* Beiträge zur vergleichenden Kulturgeographie der Hochgebirge. Eichstätter Beiträge Bd. 12, Abt. Geographie, 1984, 358 S.
- Haefner, H. u. Th. Günter:* Landschaftswandel und ökologische Veränderungen im Schweizer Berggebiet. In: Umbruch im Berggebiet, hrsg. v. E. Brugger, G. Furrer, Br. u. P. Messerli. Bern-Stuttgart 1984, S. 139–164.
- Kienholz, H.:* Naturgefahren: Eine zunehmende Bedrohung. In: Umbruch im Berggebiet, hrsg. v. E. Brugger, G. Furrer, Br. u. P. Messerli. Bern-Stuttgart 1984, S. 563–588.
- Klemenčič, M.:* Depopulation of Slovene Alps.-Vortrag vor der IGU-Subcommission on Rural Development in Highlands and High Latitude Zones. Lapland 1982.
- Leidlmair, A.:* Südtirol – Formen der räumlichen und sozialen Mobilität im ethnischen Berührungsraum der Alpen. In: Tübinger Geogr. Studien H. 90 (Festschrift H. Grees), 1985, S. 367–382.
- Leidlmair, A.:* Die Fremdenverkehrslandschaften Südtirols – Statik und Dynamik auf dem Weg zur touristischen Hochkonjunktur. In: Colloquium Geographicum Bd. 18, Bonn 1986 (Festschrift H. Hahn), S. 113–124.
- Louis, H. u. Kl. Fischer:* Allgemeine Geomorphologie. 4. Auflage. Berlin 1979. 814 S.
- Peattie, R.:* Mountain Geography. New York 1936, 257 S.
- Penz, H.:* Die Almwirtschaft in Österreich. Münchner Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeographie 15, 1978, 211 S.
- Pixner, A.:* Industrie in Südtirol. Standorte und Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg. Innsbrucker Geographische Studien Bd. 9, 1983, 132 S.
- Preáu, P.:* La montagne alpine: originalité maintenue ou banalisation du peuplement. In: Rev. d. Géographie alpine Bd. 72, 1984, S. 103–114.
- Riedl, H.:* Die Ergebnisse des MAB-Projekts „Sameralm“. Österr. Akad. d. Wissenschaften, Veröff. d. österr. MAB-Programm Bd. 5, 1983, 114 S.
- Rohrer, J.:* Über die Tiroler. 1796. Faksimiledruck, Athesia Bozen 1985, 139 S.
- Ruocco, D. et al.:* Population et peuplement. In: 25<sup>e</sup> Congrès international de Géographie, Les Alpes. Paris 1984, S. 75–114.
- Ruppert, K.:* Bevölkerung und Siedlung als Grundelement der Raumorganisation in den Deutschen Alpen. In: Ruocco et al. 1984, S. 96–99.
- Schweizer, G.:* Zur Definition und Typisierung von Hochgebirgen aus der Sicht der Kulturgeographie. In: Eichstätter Beiträge Bd. 15, 1984, S. 31–56.
- Schwinner, R.:* Der Monte Spinale bei Campiglio und andere Bergstürze in den Südalpen. In: Mitt. d. Geolog. Ges. Wien Bd. 5, 1912, S. 128–197.
- Troll, C.:* Über das Wesen der Hochgebirgsnatur. In: Jb. d. Dt. Alpenvereins 1955, S. 142–157.
- Walter-Busch, E.:* Mobilitätserfahrungen und regionale Präferenzen schweizerischer Rekruten des Berggebiets. In: Umbruch im Berggebiet, hrsg. E. Brugger, G. Furrer, Br. u. P. Messerli, Bern-Stuttgart 1984, S. 809–834.
- Wopfner, H.:* Bergbauernbuch, 2. Lfg., Innsbruck 1954.